

Dorothee Sölle

Gesammelte Werke

Gegenwind. Erinnerungen

12

Herausgegeben von Ursula Baltz-Otto
und Fulbert Steffensky

HERDER

Dorothee Sölle

Gesammelte Werke

Band 12:

Gegenwind. Erinnerungen

Dorothee Sölle

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ursula Baltz-Otto und Fulbert Steffensky

Band 12:
Gegenwind. Erinnerungen

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2023
© Kreuz Verlag in der Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2010
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
E-Book-Konvertierung: Newgen Publishing Europe

ISBN E-Book (PDF): 978-3-451-83077-8

Inhalt

Vorwort	9
Streichhölzchen	11
Tagebuch einer Jugend	17
Hineingehalten ins Nichts	25
Aufwachen	29
Sich seine Lehrer wählen ...	35
... und Lehrerin werden	43
Rudolf Bultmann	49
Stationen einer theologischen Biografie	55
Politisches Nachtgebet	63
Vietnam, mon amour	77
Links, was sonst	85
Weggefährten in Ost und West	95
Winterreisen und Passionen	101
New York, N.Y.	109
Die Hälfte des Himmels	119
Vom Schmerz der Geburt	131
Die Gabe der Tränen	141
Zweisam und gemeinsam	149
Ein Regenschirm namens Kirche	155
Gegenseitigkeit	163
Hunger nach Befreiung	169

»Wir sehen schon die Lichter«	181
Die Verschwundenen	189
Bewegung für den Frieden	199
Erfahrungen mit Filmen	207
Gegen die Apartheid	213
Nächstes Jahr in Jerusalem	219
Kirchenasyl	229
Erinnerung an Heinrich Böll	237
Links nach der Wende	243
Fliegen lernen	253
Der Tod meiner Mutter	263
Meine beste Freundin	267
Leichter werden	271
Vergesst das Beste nicht	277
Nachwort zu einem Leben	283
Curriculum vitae	289
Quellenverzeichnis	292

*Gewidmet meinem Sohn Martin
dem »Existenzialisten«
wie ein jüdischer Freund ihn als Baby
Martin Heideggers wegen nannte
der dem heiligen Martin von Tours folgend
lieber alte Leute pflegte
als Kriege vorzubereiten
dem Skeptiker
der mit Distanz zum dritten Namenspatron
dem großen Martin Luther
und doch nicht ohne Protest lebt
höflicher als seine Mutter
verhaltener als seine Schwestern
verlässlicher als die ganze Bande
bis auf den heutigen Tag*

Vorwort

Vor zwei Jahren schlug mir Johannes Thiele, Freund und Lektor, vor, meine Autobiografie zu schreiben. »Bist du verrückt? Ich bin doch kein abgehalfterter Politiker, hab' was Besseres zu tun!«, war meine erste Reaktion. Er ließ nicht locker. So kamen wir in ein produktives Geraufe über das, was wichtig und erzählenswert ist, was an manchen Stellen meiner Bücher und Gespräche schon vorformuliert oder angedeutet ist, was übernommen, was zusammengetragen und was ausgeschieden werden könnte. Das Ergebnis dieses Geraufes oder dieser heiteren *cooperatio* liegt hier vor. Danke, lieber Johannes. In jedem Gegenwind steckt auch ein Aufwind.

Es fehlt viel zu einer klassischen Autobiografie: Ich habe nichts über meinen Vater erzählt, nichts über die Begegnungen mit Hannah Arendt, Ernst Bloch, Gustav und Hilda Heine mann oder Johannes Rau, nichts von meinem Abscheu vor Häkeln und Stricken und nicht genug von meinen Lieblingsbeschäftigungen Schwimmen und Singen. Zu einigen zentralen Themen des Lebens habe ich mich lieber im Gedicht geäußert, Prosa bringt das Leben schon genug mit sich.

Während ich Korrektur lese, sitze ich im Haus eines befreundeten Schriftstellers auf der seltsamen Vulkaninsel Lanzarote, vor mir das Wunderbar-Tosende, Gefährlich-Glitzernde, das mich gestern nicht haben wollte und leicht verschrammt und blutig auf die schwarzen Riffe zurückwarf.

Schade, dass ich nie Segeln gelernt habe, vielleicht könnte ich dann besser mit diesem heimlichen Geliebten umgehen, in Wind und Gegenwind.

Lanzarote, im Oktober 1994

Dorothee Sölle

Streichhölzchen

Es muss in meinem ersten Schuljahr gewesen sein, ich war fünfeinhalb und ausgesprochen klein. Ich erinnere mich, meinen Vater sagen zu hören: »Das Kind wächst nicht, das Kind wächst nicht!« Die Lehrerin nannte mich »Streichhölzchen«. Das letzte Stück meines halbstündigen Schulwegs musste ich allein gehen. Auf der Marienburger Straße, einer Allee im Süden Kölns, raste ein Hund auf mich zu. Er schien mir riesig und unaufhaltsam. Ich erinnere mich deutlich, dass ich den Gedanken verwarf, seiner Rennbahn auszuweichen, weil ich überzeugt war, dann würde er mich ganz bestimmt fressen. Ich erinnere mich an die kalte Furchtlosigkeit in der Mitte der Furcht, die ich später während der Bombenangriffe in Luftschutzkellern empfand. An eine Art von Fatalismus aus Einsicht in die Größe der Gefahr.

Der Hund rannte mich um und raste weiter. Ich kam weinend nach Hause, weinend nicht vor Schmerz, sondern vor Scham. Meine drei älteren Brüder witzelten, ob der Hund wohl, als er mich »überfuhr«, etwas habe fallen lassen. Ich sagte, er sei größer als alle mir bekannten Hunde gewesen, eher ein Kalb. Darüber lachten alle.

Ich wusste, dass es in jeder nur denkbaren Hinsicht vorteilhafter war, ein Junge zu sein. Irgendetwas hinderte die meisten Frauen daran, Indianer zu werden, sie blieben Bleichgesichter. Meine Mutter sagte, dass Männer es besser haben. Nur in einem Punkt nicht: Sie könnten keine Kinder kriegen. Kinderkriegen fand ich aber nicht so wichtig wie zur See fahren, sich im Urwald einen Weg bahnen und Baumhäuser bewohnen.

Als ich zwölf war, übte ich Schwingen an unserer Teppichstange. Plötzlich merkte ich, nein, sah ich, dass ich einen Busen bekam. Eine winzige Erhöhung, wo vorher alles glatt war. Es war ein Schock. Bis dahin hatte ich geglaubt, eines Tages könnte ein Stück Gelenkknochen in mir aufspringen, sodass ich mit einem Mal größer und stärker würde. Mit dem Brustansatz wa-

ren diese Wunschträume zerstoben, es gab keine Transvestition, ich war zum Mädchen geboren und bestimmt. Anatomie, las ich später bei Freud, ist Schicksal; ein Satz aus der Sicht der Nichtbetroffenen, das bedeutet: der Herrschenden. An der Teppichstange habe ich nicht mehr geschaukelt.

Ich erinnere mich, dass ich im Herbst 1943, gerade vierzehn Jahre alt geworden, in der Kölner Straßenbahn ein Mädchen mit großen schwarzen Augen anstarrte. Es hatte einen dicken braunen Zopf und stand in meiner Nähe auf der hinteren Plattform. Es erschien mir wunderbar, geheimnisvoll und traurig, und ich überlegte verzweifelt, wie ich, die kleine dünne Blonde mit dem Bubikopf, es ansprechen könnte. Unsere Blicke trafen sich, und ich bildete mir ein, ein winziges Lächeln über ihr Gesicht huschen zu sehen. Dann stiegen am vorderen Eingang Soldaten – oder waren es Polizisten? – ein, mein Mädchen schaute sich wieder und wieder um und verließ, einem plötzlichen Entschluss folgend, die Tram. Beim Aussteigen verschob sich die Tasche, die sie an die Brust gedrückt hielt. Ich sah einen gelben Fleck und das Wort »Jude« in Schwarz darauf geschrieben. Ich wollte aussteigen, ihr nachlaufen, aber die Bahn fuhr schon wieder, und der Novemberregen klatschte an die Scheiben.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich ein Stück meiner eigenen Feigheit kennen, im erotischen und im politischen Sinn, und ich erinnere mich, dass ich damals in der Linie 11, die durch das Severinsviertel fuhr, mit Entsetzen notierte, was in mir war. Wer bin ich denn, wenn ich nicht einmal aus der Bahn steigen und einem unbekanntem Menschen, der mein Herz bewegt, nachlaufen kann?

Ein Klassenkamerad meines Bruders fragte, ob seine Mutter eine Zeit lang bei uns wohnen könne. Sie war Jüdin und zunächst durch die Ehe mit einem »Arier« geschützt, nun aber von Deportation bedroht. Diese Frau wohnte etwa sechs Wochen lang in meinem Elternhaus im obersten Stock im Fremdenzimmer. Wenn die Putzfrau kam, wurde sie eingeschlossen und musste vollkommen still sein.

Ich freundete mich mit Frau B. an und besuchte sie oft in ihrem Zimmer unter dem Dach. Bei Fliegeralarm gingen wir damals in einen etwas sichereren Keller über die Straße. Natürlich konnten wir sie nicht mitnehmen und hatten Angst, sie verschüttet oder verwundet wiederzufinden. Einmal war ich besorgt, was aus ihr würde. »Mach dir keine Gedanken«, sagte sie. »Mich kriegen sie nicht.« Sie öffnete ihre immer bereitliegende Handtasche, nahm etwas heraus und gab es mir in die Hand. Es war ein kleiner Glasflakon, und er fühlte sich kalt an. »Mich kriegen sie nicht«, sagte sie, »verstehst du?« Es war Gift, und ich kann noch heute fühlen, wie kalt das Glas in meiner Hand lag. An diesem Tage hörte ich auf, ein Kind zu sein.

Damals, in den Jahren von 1943 bis etwa 1946, war ich in natürlicher Opposition zu meinen Eltern und dem ältesten Bruder, der eine klare Sicht der politischen Lage hatte. »Spießig« war eines der Wörter, mit dem wir uns abgrenzten: von den Erwachsenen, die über die Versorgungsschwierigkeiten jammerten, von den Belanglosigkeiten der Lehrer, von dem sinnlosen Herumsitzen in Luftschutzkellern, in denen wir einen großen Teil der Kölner Schulzeit zubrachten. Dort holten wir ein Stück deutscher Jugendbewegung nach und sangen, was immer wir finden konnten: europäische Volkslieder, die Lieder des Zupfgeigenhansel, die nicht in unseren Büchern standen, Choräle, Marienlieder.

Wir hatten ein Kultbuch, es hieß »Konradin reitet«, ein zerfleddertes Reclambändchen von Otto Gmelin, es begann mit den Worten: »Ich habe dich reiten sehen, es war noch früher Morgen ...« und »reiten« war unser Code-Wort. Nachdem ich die Herzliche-Grüße-Briefe hinter mir hatte, schlossen meine Briefe emphatisch mit »Wir reiten! – Dorothee«. Mit Realität hatte das nicht das Geringste zu tun, ich hatte nur einmal auf einem Pferd gesessen, es war unser Traum-Wort, unser *yellow submarine*, und wir teilten die Menschen ein in »ganz nett, aber reitet nicht« und »ich glaube, sie reitet«.

Das war die Welt meines Tagebuchs, eine verzauberte Innenwelt der Schwärmerei, in der die Adjektive »göttlich«, »einzig«,

»immens« eine Rolle spielten. Eine sehr unpolitische Welt, wenn man von dem einen großen Mythos »Deutschland« absieht. Es dauerte sehr lange, bis ich diese Faszination des »Deutschland trägt man im Herzen oder nirgends und nie!« durchschaute, und das Kriegsende festigte den tragischen Mythos eher, als dass es ihn entlarvte.

In meiner Erinnerung spielt der Hunger von Ende 1944 an eine zentrale Rolle. Ich lag im Bett und stellte mir Spaghetti vor. Wir fuhren aufs Land und lasen Birnen auf. Vor den Hamsterfahrten versuchte ich mich zu drücken, nachdem ich begriffen hatte, dass wir als Familie nichts zu tauschen hatten. Auch bevor mein Elternhaus Ende 1944 ausbrannte, konnten wir mit Klassikerausgaben und Klavierauszügen von Opern, die es bei uns zuhauf gab, nichts Essbares ergattern. Ich fror in den abgetragenen Mänteln meiner Brüder.

Als die Schulen im Herbst 1945 wieder öffneten, wartete ich viele Stunden, Frostbeulen an den Beinen, auf die Straßenbahn. Einmal gelang es mir, mich auf das Trittbrett der Bahn zu stellen und mich an die Außenseite zu klammern. Ich wurde erwischt und musste mit meinem Vater zu einer Art Militärgericht. Wir kamen mit einer Verwarnung davon, aber was mich am meisten wunderte, war, dass mein Vater, Jurist von Beruf, mich nicht ermahnte. Eher machte er Aufhebens von meinen politischen Überzeugungen und fragte einmal beim Mittagessen, ob ich denn im Ernst die Nazis verteidigen wolle. Ich ahnte damals, dass er die Wahrheit auf seiner Seite hatte, aber ich konnte es, auch vor mir selbst, nicht zugeben.

Ich versuchte, Deutschland, den Traum und die Nazis, die ich fast ausnahmslos widerlich oder trivial fand, zu unterscheiden. Als Kind hatte ich Thomas Mann im Radio aus dem Exil in Kalifornien zu uns sprechen hören. Die Eltern hatten sich bei Kriegsbeginn einen Volksempfänger angeschafft. Bei uns wurde Radio Beromünster gehört und Hilversum Twee, als Holland noch nicht besetzt war. Meine Eltern hatten viele jüdische Freunde, und ich wusste mit acht oder neun Jahren, was ein Konzentrationslager war. Wir wuchsen als Kinder von anti-

nazistischen Eltern regelrecht in zwei Sprachen auf: eine offene, die man zu Hause sprach, in der von Erschießen, Folter, Verschleppung die Rede war, und eine draußen in der Schule, in der Offenheit lebensgefährlich war. In unserer Familie gab es eine Redensart: »Sei still, sonst kommst du ins KZ!« Merkwürdigerweise habe ich dieses Gefühl, in zwei Sprachen zu leben, auch nach dem Krieg nicht verloren.

Ich wusste damals viel, sicher nicht alles, sicher nichts von Auschwitz. Aber mir war zum Beispiel bekannt, dass das Haus, in dem meine Großmutter in Darmstadt wohnte, einem jüdischen Ehepaar gehörte. Die Hausvermieterin war sehr freundlich zu uns Kindern, wir mochten sie gern. Eines Tages, als wir wieder zu Besuch kamen, war sie verschwunden. Ich wollte wissen, wo sie sei, und die Antwort war deutlich genug: »Sie ist in ein Lager abtransportiert worden, und sie hat eine Postkarte geschrieben, dass es ihr »den Umständen entsprechend ganz gut geht«. Der Brief, den meine Großmutter ihr darauf nach Theresienstadt schrieb, kam mit dem Vermerk »Empfänger verstorben« zurück. Damals muss ich zwölf oder dreizehn Jahre alt gewesen sein.

Tagebuch einer Jugend

Ich kann sehr genau sagen, wann meine Kindheit aufhörte. Es war ein Gefühl, plötzlich völlig allein und hilflos aus dem Paradies vertrieben zu sein. Es war im Frühjahr 1943, an einem Frühlingsabend. Auf einmal wusste ich, dass ich kein Kind mehr war. Dann habe ich ein Gedicht über den blühenden Kirschbaum geschrieben. Dieser kleine Baum vor meinem Fenster im Garten hatte mir etwas Neues, Nie-Gehörtes mitgeteilt, Glück und Schmerz in einem. Aber »Erwachsenwerden« hätte ich das damals nie genannt. Ich habe den Verlust der Kindheit mit ungeheurem Schmerz empfunden. Die Kindheit lag hinter den sieben Bergen, und da war alles gut.

Ich war sehr lange Kind. Die Pubertät brachte für mich einen angstbesetzten Einbruch. Warum sollte ich da heraus, aus dem Land Ohneangst? Menschen, die das Kind in sich erstickt haben, sind mir immer unheimlich. Vertreibung ist Vertreibung, und plötzlich war ich aus der Welt des Vertrauens, des Spiels und der Fantasie vertrieben. Ich habe sehr gerne mit Puppen gespielt, sie jedoch nie ins Bett gebracht oder angezogen, das hielt ich für völlig überflüssig, aber unendliche Heerzüge und lange Abenteuerreisen habe ich mit ihnen gemacht und dabei ganze Romane erfunden.

Das alles war dann wirklich mit einem Schlag zu Ende, und dieses Ausgesetztsein, so verloren zu sein in der Welt, erlebte ich als äußerst schmerzhaft. Ich habe damals, glaube ich, viel Lebensangst gehabt, obwohl ich ansonsten, wie junge Menschen ja oft, fast völlig furchtlos war; ich fand es lächerlich, wenn Leute sich im Luftschutzkeller ängstigten. Aber die Angst, den Sinn des Lebens nicht zu finden oder mein Leben irgendwie kaputt zu machen, selbst nicht ganz zu sein, sondern nur halb, die war für mich sehr gegenwärtig.

Das wirkliche Erwachsenwerden, die Einwurzelung ins Leben hat für mich vielleicht erst angefangen, als ich selbst ein Kind hatte und immerhin 27 Jahre zählte. Diese lange Zeit da-

zwischen, ich weiß gar nicht, wie ich die benennen soll, diese Zeit der Suche, des Wartens, des Wanderns, auch im wörtlichen Sinn: Ich bin sehr viel gewandert, war unterwegs, auf großer Fahrt, die Unruhe des Jungseins, diese ganze Romantik der Entwicklungsjahre.

Konfrontiert mit Erinnerungen aus der Kindheit, aus verfehlter und uneingelöster Jugend zwischen 1945 und 1949, habe ich vor Kurzem ein altes Tagebuch von mir wieder hervorgekramt. Damit ist es mir seltsam ergangen: Meine Erinnerungen an Geschmack und Geruch jener Jahre und meine Notizen, die von der Suche eines jungen Mädchens nach sich selbst handeln, kommen einfach nicht zur Deckung. Begebenheiten, an die ich mich aufs Sichtbarste erinnere, Realitäten, Vorgänge, Erlebnisse – sie alle erscheinen nicht in dem so ungemein innerlichen Tagebuch. Dort finde ich viele Seiten über blühende Himmelschlüssel im Bergischen Land, Gewitter über dem Rhein und das Violinkonzert von Beethoven, aber nichts über die Bombennächte, den Anblick der brennenden Stadt, die Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften, die Versuche, Kohlen zu »fringsen«, wie das später in Anlehnung an ein berühmtes Wort von Kardinal Frings genannt wurde.

Viele, viele Seiten meiner krakeligen Sütterlinhandschrift über die großen unglücklichen und manchmal glücklichen Lieben einer »Tochter aus gutem Hause«, Liebe zu einer Lehrerin, älteren Freundinnen und erste Annäherungen an Jungen und Männer meiner Generation. Geistige Entdeckungen, der Pathétique, der Matthäus-Passion, des Stundenbuchs von Rilke, des Werther werden gefeiert; die politische Realität des Alltags dringt nur von fern ein.

Ich sitze ratlos vor dieser doppelten Erinnerung und frage mich, was denn dieses Gespinnst aus Freundschaft, Empfindung, Literatur und Musik, in dem wir lebten und webten, bedeutete – eine Flucht aus der Wirklichkeit? Ein Schutz gegen sie? Ein »Trost der Welt«, wie eines unserer Lieblingsgedichte hieß? Wer wäre ich ohne diese Jahre exzessiver Romantik? Inwieweit hat sie mich behütet und einen Schutzraum zum Wachsen herge-

stellt, inwieweit hat sie mich verführt, die überkommenen Lügen, nur verfeinert, weiterzufühlen und nachzudenken?

Falls es eine »innere Emigration« aus Nazideutschland gegeben hat, so hatten junge Menschen das größte, nämlich ein natürliches Recht darauf. Sich abzugrenzen und sich herauszuhalten ist nicht nur ein bürgerlicher Luxus, es ist eine Notwendigkeit, wenigstens den Traum von einem anderen Land zu träumen.

Und so finde ich in meinem Tagebuch Sachen, die mich teils beschämen, teils belustigen. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mich ganz unsterblich in eine Lehrerin verliebt. Eine Freundin und ich dichteten sie an, dann kam sie an eine andere Schule, und das war für mich ein einzigartiges Unglück. Schließlich hat sich diese Schwärmerei zu einer Freundschaft entwickelt. Die Frau hat mir sehr geholfen, bei ihr habe ich das erste Mal ein Gefühl von Erwachsensein gehabt. Sie hatte eine Liebesbeziehung zu einem verheirateten Mann, der sich 1945 das Leben nahm, und das hat sie mir erzählt. Da war ich 15 Jahre alt und empfand ihre Offenheit als großen Vertrauensbeweis, noch nie hatte mich jemand so ernst genommen. Über einen Besuch bei der so geliebten Lehrerin und späteren Freundin Germaine heißt es:

Köln, den 19. Juni 1944

Als ich zu ihr kam, ziemlich spät, hörten wir zuerst eine Beethovensche Cellosone (op.102) mit einem wundervollen 2. Satz. Sie stopfte dabei Strümpfe. Ich wollte ihr so gern helfen, aber sie wollte nicht. (Das Schaf.) Während ich den Kaffee aufsetzte, versuchte sie, Milch zu bekommen. Als sie wiederkam, fragte sie, was meine Eltern zu den politischen Ereignissen sagten. (Invasion, Vergeltung.) Ich erklärte ihr dann, dass ich mit ihnen nie darüber spreche, weil sie so blöde Ansichten haben. Sie wollen absolut den Krieg verlieren. Sie staunte nur ein wenig und fragte, wie meine Brüder dazu stünden. Ich sagte, dass Thomas und Otto es auch nicht wollen. Carl ist ja mehr materialistisch-spießig. Aber jetzt geht mir wieder etwas durch den Sinn, nämlich ein schönes Wort,

das sie gesagt hat (als sie noch Strümpfe stopfte). Sie sprach davon, wie froh sie über die Vergeltung sei, denn »da sieht man doch, dass das deutsche Volk noch nicht zum Untergang reif ist«. Kurz darauf fügte sie – ihrem Strumpf zugewandt – hinzu: »Du bist ja auch noch nicht zum Untergang reif.«

In meinem Tagebuch taucht auch nicht der Direktor meiner Schule in Jena auf, der im Frühjahr 1945 jeden Montag vor versammelter Schule eine Rede hielt. »Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch« oder »Tritt auf dein Elend, dann stehst du höher!«. Er zitierte Hölderlin, und ich war verunsichert: War das mein Hölderlin? Vor dem Einmarsch der Amerikaner nahm er sich das Leben.

Jena, den 14. April 1945

Es ist so weit. Jena ist amerikanisch besetzt. Zwei Tage lang warteten wir in Bunker und Keller voll banger Erregung – nun sind sie da. Es ist viel Unruhe überall, ausländische Arbeiter ziehen plündernd herum, es gibt kaum mehr Lebensmittel, täglich wird alles schwieriger. In etwa zwei Monaten hoffe ich, dass wir heimkehren. In eine Heimat, die dann nicht mehr deutsch sein dürfen wird. Es ist bitter für uns.

Jena, den 3. Mai 1945

Der große Krieg geht seinem Ende zu. Der Führer ist an der Spitze der restlichen Truppen in Berlin im Kampf gegen den Bolschewismus gefallen. Fast alle Armeen haben bereits kapituliert.

Ich bemühe mich, nicht daran zu denken. Ich lese und lerne Hölderlin, Shakespeare und Sophokles.

Ich werde mir eine Rüstung schmieden. Morgen werde ich sie brauchen.

Schon 1944 hatten wir in Köln darauf gewartet, dass die Amerikaner einmarschierten. Die waren 30 Kilometer entfernt, wir konnten die Kanonen hören. Wir haben immer auf die Befreiung gewartet. Und dann mussten wir nach Thüringen fliehen und sind da von den Amerikanern überrollt worden. Später

wurde Thüringen an die Russen übergeben. Aber ich kam vorher noch weg von dort, zusammen mit meinem Bruder Thomas. Da hatte ich das Gefühl: Das ist eine totale Katastrophe, wir werden nicht wieder in die Schule gehen können, der Morgenthau-Plan sieht vor, dass Deutschland nur noch etwa die Hälfte der Bevölkerung hat, die Industrie wird abgebaut, Intelligenz braucht man dann sowieso nicht mehr – das waren ungefähr die Gedanken, die mir durch den Kopf schossen.

Die Entnazifizierung trug nicht gerade zu meiner politischen Erziehung bei! Sie war eine willkürliche Maßnahme der Sieger, die keine Ahnung von den wirklichen Verhältnissen unter Hitler hatten.

Allerheiligen, den 1. November 1945

Germaine musste zum Schulamt, eventuell auch wieder vor die Engländer (CIC). Das wäre fürchterlich, wenn sie jetzt nicht mehr Lehrerin sein dürfte, weil sie in der Partei und im BdM war. Wofür sie jahrzehntelang gearbeitet und gekämpft hat, das liegt nun in der Laune eines Engländers! Wie bitter! R. sagte neulich, eigentlich hätte sie noch gar nicht begriffen, dass wir den Krieg verloren hätten. So geht es mir auch. In seiner letzten Konsequenz bin ich mir noch nicht darüber klar. Ich muss beinahe täglich wieder mit dem Gedanken ringen. Schon seit Monaten (seit der Kapitulation) schreibe ich nichts Politisches mehr auf. Ich kann es einfach nicht! Es kostet zu viel Kraft. Jetzt habe ich ein sehr tiefes Buch: J. M. Wehners ›Bekenntnis zur Zeit‹ geschenkt bekommen, aber es ist eine Qual, es zu lesen. In den Jahren 39/40 geschrieben, spricht es oft vom nun kommenden großen Tag der Deutschen – wie Hohn!

Germaine wurde im Oktober 1945 zunächst unter »may be employed« eingestellt, im Juni 1946 aber entlassen, weil sie zu »nazistisch« sei.

Karfreitag, den 19. April 1946

Sie sprach einmal über das Politische, es haben sie die Nachrichten über die Konzentrationslager so sehr erschüttert, sie fühle sich auch schuldig. Sie war immer so idealistisch. Ich kann sie darin

nicht ganz verstehen, vielleicht weil ich persönlich kein Schuldgefühl habe, weil ich zu jung bin.

Die Auseinandersetzung wurde in der Schule nicht geführt, ebenso wenig wie später in der Universität. Niemand erklärte uns die deutsche Geschichte der Neuzeit und zeigte, an welche Traditionen, Tendenzen und Instinkte die Nazis hatten anknüpfen können. Niemand bearbeitete die dumpfen Gefühle der Ohnmacht gegenüber denen, die mehr Waffen und Bomben hatten, und den verletzten Stolz der vermeintlichen Opfer, die doch erst und vor allem Täter waren.

Köln, den 23. September 1945

Ernst Wiechert hat im Rundfunk zur deutschen Jugend gesprochen. Wir sind alle sehr traurig, denn er spricht Dinge, die uns nicht anrühren im Tiefsten, die ohne Farbe sind und verklingen, die ein Franz Werfel oder Thomas Mann auch hätten sprechen können. Ähnliches steht täglich in der Zeitung. Wir hatten kurz zuvor zusammen gelesen ›Eine Mauer um uns baue ...‹ und nun dies!

Monate später schrieb ich einen Brief an Ernst Wiechert, der sich neben all den intensiven Subjektivismen in meinem Tagebuch erhalten hat. Darin heißt es:

Köln, den 8. April 1946

... Sind wirklich die schuldig, die geglaubt haben? Sagten Sie nicht einst selbst, dass die Reue nicht dadurch geringer würde, wenn sie an ein Unvollkommenes gewendet würde? Ist es nicht gerade richtig und natürlich für die Jugend zu glauben, wo die anderen skeptisch sind; anzubeten, wo die anderen verdammen, sich zu opfern, wo die anderen mit klugen Blicken durchschauen?

Ich habe nicht zu ihnen gehört; ich sah, ich wusste. Ich glaubte nicht an die Phrasen, ich habe an Deutschland geglaubt. Und das ist auch der Grund, warum ich so traurig bin: Es steht nichts in Ihren Worten von Deutschland.

Ich bekam keine Antwort und hatte dieses Dokument vor dem jetzigen Wiederlesen total verdrängt, es ist mehr als peinlich. Es ist der Versuch eines sechzehnjährigen Menschen, mit dem Gefühl einer Katastrophe, nämlich der Zerstörung nationaler Identität, umzugehen, und ich lese es heute mit Entsetzen über so viel Blindheit. All die guten anständigen Deutschen, die »gewiss an die Menschlichkeit, die Wahrheit, das Recht und die Liebe geglaubt« haben – wie ich schrieb –, waren in diesem Traum befangen: Ein furchtbares Schicksal hat uns alle, die wir doch Beethoven und Bach lieben, überfallen! Das uns angetane Unrecht – die Vertreibung aus dem Osten, die als Arbeitssklaven festgehaltenen Kriegsgefangenen, die industrielle Demontage – schreit zum Himmel, während wir das viel größere Unrecht, das wir den anderen europäischen Völkern angetan hatten, glatt verleugneten.

Es gab da kein Bewusstsein von »Wer Wind sät, wird Sturm ernten«, kein Eingeständnis der Verbrechen eben jenes mythischen »Deutschland«, das ich trotzig-verzweifelnd beschwor, keine Reue, kein Sühnezeichen, keine Umkehr. Heute frage ich mich, von welchen Institutionen, welchen Gruppen, welcher gesellschaftlichen Kraft eine Umkehr hätte kommen können. Warum war die Kirche, jedenfalls in meiner Erfahrung vor Ort, so stumm? Ob ein junger Mensch wie ich, in der damaligen SBZ lebend, denselben Brief hätte schreiben können? Hätte er nicht außer Ratlosigkeit und Trauer noch etwas anderes zu hören bekommen? Und wäre ihm nicht dieses elende Parfüm des tragischen Untergangs einer großen Sache schneller aus der Nase gekommen?

Eine andere umworbene Freundin, meine Griechisch-Lehrerin, deutete die Situation so:

9. November 1946

»Viele Menschen sind traurig jetzt. Ich bin auch traurig.« Später wagte ich es: Sie sagten doch neulich, Sie könnten manchmal platzen. (Sie weiß sofort Bescheid.) Warum platzen Sie denn nicht?

Und dann spricht sie zu mir. Nicht mit dem kindischen Optimismus unserer Zeit, mit viel Reife, nicht mit Verzweiflung, aber

mit tiefem Ernst. »Siehst du, als ich Jungmädelführerin war, da stand ich auch auf verlorenem Posten. Und doch blieb ich, denn die Mädels, die durch meine Hand gingen, lernten etwas, wurden etwas.« Es sei wohl nur noch sehr wenig, was wir tun könnten, aber sie zum Beispiel wollte uns in die Welt des Altertums führen, eine Welt, aus der vielleicht einmal eine Erneuerung kommen könnte. So viele Worte (die deutsche Einheit) wären doch nicht fassbar und darum auch nicht zerstörbar. Vielleicht sei uns der Untergang bereitet. Doch auch Griechenland sei untergegangen, und wir zehrten noch heute von seinem einstigen Sein.

Am meisten geschämt habe ich mich beim Wiederlesen meines Tagebuchs über einen Eintrag, der vielleicht am deutlichsten macht, wie tief die Beschädigung selbst eines in mancher Hinsicht privilegierten Menschen, wie ich es war, ging.

1. November 1945

Neulich erfuhr ich durch Zufall: Papi ist Vierteljude, politisch verfolgt. Ich war entsetzt zuerst, es machte mir so Minderwertigkeitsgefühle, ich bin doch zu »naziverseucht« und sehe im Nichtari-schen das Unreine, Mindere. Ich denke so oft – zum Beispiel wenn Germaine so lieb zu mir ist –, wenn sie das wüsste! Sicher wäre sie sehr enttäuscht. Ach, das ist ja Unsinn! Sie könnte sich darüber hinwegsetzen. Es ist ja auch nur ein Achtel.

Der letzte Satz dieses hilflosen 16-jährigen Mädchens, das ich gewesen sein muss, ist der ekelhafteste. So offen die Gesprächs-atmosphäre in meinem Elternhaus war, in politischer und sexueller Hinsicht, so hatten die Eltern uns fünf Kindern doch diese Tatsache verschwiegen. Nur meine Mutter hat manchmal spielerisch bemerkt: »Na und, was wäre denn dabei, wenn ihr ein jüdisches Großmütterchen hättet?« Und natürlich ist dieses negative Gefühl später einmal in eine Art Stolz umgeschlagen. Ich habe gründlich umgelernt.

Hineingehalten ins Nichts

In der geistigen Auseinandersetzung dieses Teenagers, der ich war, sind noch zwei wesentliche Kräfte zu benennen: die Existenzphilosophie und das Christentum. Noch am Ende des Krieges hatte mein Bruder Thomas mir von einem Philosophen erzählt, der das Dasein als Geworfensein beschrieb. Ich war ganz hingerissen von einem Satz dieses Martin Heidegger: »Dasein ist das Hineingehaltensein in das Nichts«, schrieb ihn mir auf und suchte Halt in diesem Zettel, der lange Jahre auf meinem Schreibtisch lag.

Silvester 1946

So geht dieses Jahr zu Ende, und doch weiß und erhoffe ich weder Trost noch Hilfe von dem Kommenden. Wir sind noch nicht in der letzten Tiefe des Abgrunds. Vergraben in meine Bücher, Kleist und die Geschichte der Griechen, schaue ich zuweilen auf und horche: dass die Kriegsgefangenen nicht heimkehren dürfen, dass die Saar nicht mehr deutsch ist, dass die Demontage fortschreitet ...

Ich gehe meinen Weg weiter, ohne Hoffnung, mit wenig Glauben, etwas müde. Nur die Forderung nach Haltung bleibt immer, alle Tapferkeit ist nötig in unserm »Geworfensein« ...

Im Frühjahr 1948 hörte ich einen Vortrag über Jean Paul Sartre, der mich ungeheuer faszinierte. Die Unterscheidung von in sich ruhendem *en soi* und über sich hinausdrängenden *pour soi* und natürlich die Sartre'schen Dramen ließen mich einen Weg aus der Heidegger'schen Sackgasse ahnen.

März 1948

Wie ist doch alles täglich anders!

»Siehe, ich mache alles neu!«

Auf meinem Tisch liegt das Griechische Testament neben Jean Paul Sartres Fliegen. Was ist das Unheimliches, Tolles, Hohes, Tiefes, Gewaltiges, Großes? Ich höre mit Lore einen Vortrag über

Sartre. »Die Freiheit hat mich getroffen wie ein Blitz! Ich bin meine Freiheit!« Es ist nichts einfacher dadurch, aber alles gewusster, klarer. Dann folgt eine große Unterredung mit B., il maestro. Und er »zerstört mich am Boden«, macht mich völlig fertig. »Und wenn Ihr Verstand davon überzeugt ist, Ihr Herz ist nicht angesprochen! Man kann nichts beweisen, das weiß man in sich, untrüglich! Ich stelle mich hinter Bach und Beethoven, und das ist ein anderer Bezirk als der Sartres.« Ach, welcher Weg ist mein Weg? Bei Platon fand ich: Leben wie auf einem Berg.

Das war eine Auseinandersetzung mit einem deutschen Irrationalisten, der ein großer Musiker war. Ich war verliebt in ihn, wie alle sechs Mädchen unserer Schule, die einen Gesprächskreis mit ihm, um ihn bildeten. Auch diese Gespräche fanden im Raum einer geistigen Innenwelt statt, immer noch wenig berührt von politischen Entscheidungen, die in diesen Jahren fielen. Die Trümmer in meiner Stadt, Köln, waren noch nicht weggeräumt, und die in meiner geistigen Landschaft, Deutschland, diesem Wintermärchen, erst recht nicht. Was da von jenseits des Rheins hereinwehte, traf mich in der Tat wie ein Blitz. Langsam lichtete sich der Nihilismus, der so stolz auf seine Tiefe und Unversöhnlichkeit war.

Die Zeit von 1945 bis 1949, das Jahr, in dem ich Abitur machte, kommt mir nachträglich wie ein anfangsloses Dunkel vor. Niemand hatte mir geholfen, die deutsche Katastrophe als die deutsche Befreiung zu begreifen. Im Zusammenbruch war nicht nur das Dritte Reich zusammengestürzt, sondern auch die Welt, die es nicht aufhalten oder hindern konnte, die Welt des deutschen Bürgertums. Es schien mir zunehmend unmöglich, dort wieder anzuknüpfen, wo meine Eltern vor 1933 gewesen waren: im liberalen Bürgertum.

Mein Verhältnis zum Christentum war kritisch-liberal und auf eine mir völlig unbewusste Art von den Nazis beschädigt. Ich respektierte die Kirche zwar, insofern sie die Formen des Widerspruchs gewagt hatte: Das Wort »Widerstand« schien mir zu groß, Dietrich Bonhoeffer war mir damals noch unbekannt.

Im Übrigen aber, in seiner Substanz, schien mir der Glaube ein unerlaubter Ausweg aus dem auszuhaltenden Dunkel.

Die Christen waren feige und unfähig, dem Nihilismus ins Gesicht zu sehen. Ich hatte eine vulgär-nietzscheanische Verachtung für das Christentum.

Am Abend vor meinem 18. Geburtstag (1947)

B. sitzt am Flügel und spielt das Adagio der Pathétique. Immer wieder zeigt er den Weg, weist hin, schafft Raum. Und doch ist er Christ, flieht irgendwo, wird blass. Ich bin manchmal so allein. Ich möchte, dass der Mensch kommt, der eine, der alle diese ist.

Die Begegnung mit der katholischen Reaktion, jener rheinisch-triumphierenden katholischen Dummlichkeit, die sich in meiner Mädchenschule breitmachte, gab mir den Rest. Unser Religionsunterricht war so unmöglich, dass meine besten Freundinnen, eine Klasse über mir, geschlossen austraten. Ich brachte es nicht fertig, ihrem Boykott zu folgen, weil ich immer noch mehr wissen wollte. Vor allem über Jesus, den Gefolterten, der nicht Nihilist wurde.

Aber noch überwog meine bürgerlich-liberale Arroganz, ich sah wirklich nicht ein, dass man an die Jungfrauengeburt glauben musste, um die Bergpredigt zu verstehen. Eine neue Religionslehrerin erscheint in meinem Tagebuch. Sie las mit uns Heidegger und führte uns ein in ein Verständnis des Christentums, das dem der katholischen Restauration Adenauers diametral entgegengesetzt war. Ich erinnere mich, dass ich Goethes Iphigenie gegen das Menschenbild des Paulus im Römerbrief verteidigte.

9. Juni 1948

Und »Seien Sie doch Iphigenie!« war kein Spott, sondern eine Fahne. Sie sagte nicht: »Versuchen Sie zu glauben, anders geht es nicht«, sondern: »Gehen Sie Ihren Weg, verwirklichen Sie Ihre Ideale vom Adel des Menschseins.«

Der einzige Sinn des Lebens ist die Liebe. Alles andere zerfällt, zerflattert, ist nichtig. Nichts bleibt. Wenn es einen Sinn gibt,

dann ist es dieser. Es kommt nur darauf an, ihn zu leben: Iphigeneie zu sein.

Wirklich? Sind wir nicht immer, alle, »draußen vor der Tür«? Da schlägt man wie ein Irrsinniger gegen die Tür, aber sie ist zu. Es gibt keine Antwort. Es ist etwas anderes, ob man unter einem Dach steht oder mitten im Regen, im Wind, ob man vertraut oder ob man Angst hat, ob man weiß oder weglos ist.

Ich habe diese Weglosigkeit damals metaphysisch formuliert; dass die Weichen für mein Land bereits gestellt waren – gegen einen wirklichen Neuanfang in Neutralität und Unabhängigkeit –, das war mir nicht bewusst. 1949 begann ich klassische Philologie zu studieren, immer noch im Bannkreis der Kultur, die mich so fasziniert hatte. Ich machte mich auf, das Land der Griechen mit der Seele zu suchen. Und fand dort, im Studium, nicht mehr, als die bürgerliche Philologie zu bieten hatte. Das war zum Leben zu wenig. Der Nihilismus jener Jahre hatte mich hungriger gemacht. Aus einer Krise erwachend, fing ich endlich an, eine andere Form des Lebens zu suchen. Ich studierte Theologie, um »die Wahrheit herauszubekommen«. Man hatte sie mir lang genug vorenthalten. Langsam nistete sich ein radikales Christentum in mir ein.

Der existenzielle Nihilismus war kein Ort zum Bleiben und Wohnen. Manche vergaßen ihn oder richteten sich in der entstehenden Wohlstandsgesellschaft ein; es machte ihnen wenig, dass der Wohlstand mit der Remilitarisierung unseres Landes bezahlt wurde. Die Zeit für Reue, die Zeit für Umkehr verstrich umsonst. Ich versuchte, den »Sprung«, wie Kierkegaard es nannte, zu wagen, in die Leidenschaft für das Unbedingte, in das Reich Gottes. Ich fing damals an, Christin zu werden.

Aufwachen

Ich gehöre dem gleichen Jahrgang an wie Anne Frank. Zwanzig Jahre war ich alt, als ich ihr Tagebuch gelesen habe; damals, 1950, als die erste deutsche Ausgabe erschien, war sie schon fünf Jahre tot. Aber die Toten altern nicht, sie verblassen höchstens, was bei Anne kaum vorstellbar ist. Ich las ihre Eintragungen, als wäre ich dabei gewesen, im Hinterhaus in Amsterdam mit dem Blick auf die Grachten. Anne war für mich die Freundin, die ich schon so lange suchte: witzig, neugierig, intelligent, voller Einfälle, vital: Anne, die sarkastisch die Mundwinkel herabzog über das Gejammer der Erwachsenen über zurückgelassenes Porzellan, Anne, unausstehlich in ihrer Verachtung mittelmäßiger Dummheit, Anne, mit den Augen, die alle Welt vom Foto her kennt, voller Trauer und doch nicht jammerig.

Ich denke, dass viele Mädchen aus behüteten Familien mit einem hohen Bildungsanspruch dieses Buch verschlungen haben wie ich: als ein Buch für Mädchen, ein ehrliches Buch über die Ängste und Verzweiflungen des Jungseins. Damals kannte ich das Wort »Pubertät« noch nicht, ich hatte keine Distanz zu diesen Formen der Einsamkeit. Und Anne hatte genau geschrieben, was ich auch erlebt hatte: »Jeder findet mich übertrieben, wenn ich nur den Mund auf tue, lächerlich, wenn ich still bin, frech, wenn ich eine Antwort gebe, raffiniert, wenn ich mal eine gute Idee habe, faul, wenn ich müde bin, egoistisch, wenn ich mal einen Löffel mehr nehme, dumm, feige, berechnend usw. usw. Den ganzen Tag höre ich nur, dass ich ein unausstehliches Geschöpf sei, und wenn ich auch darüber lache und so tue, als wenn ich mir nichts daraus machte, ist es mir wirklich nicht gleichgültig« (30. Januar 1943).

Waren meine Erfahrungen nicht ähnlich gewesen? Als Kind musste ich mich gegen drei ältere Brüder durchsetzen; ich wurde immer als die »Kleine«, als die »Dumme« behandelt. Ich musste Argumente bringen, wenn ich irgendetwas anmelden wollte.